

Zusammenfassung

Epilepsie wird in der Dichtung auffallend häufig gestaltet. Der Beitrag gibt einen kurzen Überblick über die Darstellung des Menschen mit Epilepsie in der Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Dabei nimmt er Susan Sontags These von der Krankheit als Metapher auf: Das Bild des Epileptikers in der Literatur ist weniger Abbild der Wirklichkeit als vielmehr Metapher, das heisst Funktionalisierung der Krankheit zu poetisch-darstellerischen Zwecken. So hat der Mensch mit Epilepsie in der Dichtung immer die Aura des Ausserordentlichen, seine Darstellung schwankt zwischen Verteufelung und Verklärung. Die These des Beitrags lautet: Epilepsie steht in der Literatur für das Andere, für das Nicht-Alltägliche, für das Fremde. Abschliessend wird die Kategorie des Fremden aus Sicht der Kulturanthropologie kritisch diskutiert.

Epileptologie 2007; 24: 106 – 112

Schlüsselwörter: Dichtung, Anderes, Kulturanthropologie, Stereotyp, Dostojewski

L'épilepsie en tant que métaphore L'image de l'épilepsie dans la littérature

La littérature témoigne un intérêt remarquable au thème de l'épilepsie. L'article présente brièvement la manière dont l'être humain atteint d'épilepsie est perçu dans l'histoire de la littérature à travers les âges en reprenant la thèse de Susan Sontag qui conçoit la maladie en tant que métaphore : dans l'image qu'elle donne du malade atteint d'épilepsie, la littérature ne cherche pas à représenter la réalité mais se sert de la maladie comme d'une métaphore, elle fonctionnalise donc la maladie pour les besoins de la poésie représentative. Ainsi, l'être humain frappé d'épilepsie a toujours l'aura de l'exceptionnel, tantôt on le diabolise, tantôt on l'idéalise. L'article défend la thèse suivante : dans la littérature, l'épilepsie incarne ce qui est différent, hors du commun, pas familier. Pour conclure, un regard critique est porté sur cet aspect de l'élément étranger, non familier dans l'optique de l'anthropologie culturelle.

Mots clés : littérature, la différence, anthropologie culturelle, stéréotype, Dostoïevski

Michael Andermatt,
Deutsches Seminar, Universität Zürich

Epilepsy as Metaphor: The Portrayal of Epilepsy in Literature

Epilepsy is featured in works of fiction with striking frequency. This article gives an short overview of how individuals with epilepsy are portrayed in literature in the past through the present. In the process, Susan Sontag's theory of illness as a metaphor is adopted: the image of the epileptic in literature is far less a portrayal of reality than it is a metaphor, that is, a functionalisation of the illness for the purposes of poetic rendering. Thus, the fictionalised individual with epilepsy always has the aura of the exceptional, whose portrayal fluctuates between demonization and transfiguration. The premise of this article is that epilepsy, as portrayed in literature, stands for the Other, for the not everyday ordinary, for that which is foreign. Finally, the denomination of Other or that which is foreign is critically discussed from the viewpoint of cultural anthropology.

Key words: fiction, other, cultural anthropology, stereotype, Dostoyevsky

Einleitung

Darstellungen der Epilepsie finden sich in der Literatur seit der Antike. Sei das bei Aischylos, Hippókrates, Platon, Aristoteles, Plutarch oder sei das in der Bibel, im Alten und Neuen Testament, oder auch im Koran. Die Reihe lässt sich über mittelalterliche Texte zu Dante, Shakespeare und dann natürlich bis hin in die Neuzeit fortführen [1]. Die beigegebenen Auszüge aus Texten von Fjodor Dostojewski, Elsa Morante, Monika Maron und Paulo Coelho (vgl. Kasten 1–4) mögen letzteres illustrieren, auch wenn sie natürlich nur eine bescheidene Auswahl sein können.

Wieso aber findet man Epilepsie in der Literatur so häufig gestaltet? Was macht die Epilepsie für die Literatur interessant?

Die Frage lässt sich relativ klar beantworten, sobald man sich das Bild der Epilepsie in der Literatur etwas genauer anschaut. Es fällt dann nämlich auf, dass über die Jahrhunderte hinweg bei der Darstellung von Epilepsie sich im Prinzip nicht viel ändert: Denn der Mensch mit Epilepsie hat immer die Aura des Ausserordentlichen. Epilepsie hebt in der Literatur den Träger der Krankheit aus der Menge heraus und gibt ihm einen besonderen Status.

Das Bild des Menschen mit Epilepsie ist dabei grundsätzlich ambivalent. Es schwankt zwischen Verteufelung und Verklärung. Diese beiden Spielarten,

Teufel oder Heiliger, bilden gleichsam die zwei Pole, zwischen denen jeder Mensch mit Epilepsie in der Literatur situiert werden kann. Mit der Alltagsrealität oder gar dem klinischen Bild der Krankheit hat das manchmal recht wenig zu tun. Literatur kann zwar durchaus ihre Leserinnen und Leser über die Beschaffenheit der Epilepsie auch aufklären wollen, darüber hinaus aber und in erster Linie nutzt sie das Bild der Krankheit als Vehikel. Susan Sontag hat für diese Instrumentalisierung von Krankheit in der Literatur den Begriff „Krankheit als Metapher“ (1978) geprägt [2].

Überblick zur Literaturgeschichte vom Altertum bis zur Gegenwart

Im Altertum, wo man die Epilepsie bekanntlich auch die „heilige Krankheit“ nannte, herrschte lange Zeit die Meinung vor, der Mensch mit Epilepsie sei ein von Gott Ausgezeichneter und habe einen direkten Zugang zum Göttlichen. Platon etwa bezeichnet in seinem *Timaios* (347 v. Chr.) Menschen mit Epilepsie als „Propheten“, die in ihrem Anfall in „göttliche Begeisterung“ geraten und der „wahren Weissagegabe fähig“ seien [3]. Vermutlich muss man auch gewisse Propheten des *Alten Testaments* als Menschen mit Epilepsie verstehen. So etwa König Saul, von dem es heisst, dass er – als der Geist Gottes über ihn kam – „in Verückung fiel und nackt den ganzen Tag und die ganze Nacht lag“ (1. Buch Samuelis, 19, 23-24).

Im *Neuen Testament* aber wird dann die Epilepsie mit Besessenheit von Geistern und Dämonen in Verbindung gebracht. Im Markus-Evangelium (Kapitel 9) stürzt ein Knabe beim Anblick von Jesus schäumend zur Erde, und Jesus treibt dem „Besessenen“ den bösen Geist aus. Im Mittelalter erscheinen unter dem Einfluss der Kirche die Epilepsiekranken entsprechend als von Gott gestrafte Sünder, die der Erlösung bedürfen [4].

Mit der Renaissance verschiebt sich das Bild allmählich wieder in die Gegenrichtung. Der Mensch mit Epilepsie wird zur ausserordentlichen Persönlichkeit. Über seine Krankheit und dann natürlich nicht nur über diese, sondern daneben auch durch andere besondere Fähigkeiten, zeichnet er sich als eine Art Übermensch aus. William Shakespeare etwa baut, in Anlehnung an Plutarch, Julius Cäsars Epilepsie in sein Cäsar-Drama mit ein und macht dadurch die Grösse und Verletzlichkeit seines Protagonisten kenntlich.

In den vielen Texten der Neuzeit, in denen Epilepsie gestaltet wird, verbinden sich die beiden Pole zu einer grundsätzlichen Ambivalenz oder Zweideutigkeit. Im Ausserordentlichen des Menschen mit Epilepsie findet sich das Dämonische oder auch das Heilige wieder. Welches der beiden Elemente schliesslich stärker betont wird, ist von Text zu Text verschieden. Herausgehoben aus Alltäglichkeit und Normalität aber ist der von Epilepsie Betroffene allemal.

Epilepsie als das Andere/das Fremde

Die eingangs gestellte Frage, weshalb Epilepsie in der Literatur immer wieder gestaltet wird, lässt sich mithin folgendermassen beantworten: Epilepsie steht in der Literatur für das Andere, für das Nicht-Alltägliche, für das Fremde. In der Darstellung epileptischer Anfälle wird das Alltäglich-Vertraute vorübergehend ausser Kraft gesetzt und unser Wirklichkeitsverständnis in Frage gestellt.

Diesen Befund bestätigen auch die Texte von Dostojewski, Morante, Maron und Coelho (vgl. Kasten 1–4). Ob deren Darstellung Epilepsie nun eher dämonisiert oder verherrlicht, unsere vertrauten Vorstellungen von Welt und Mensch geraten dabei immer ins Wanken. Die Fremdheit von Epilepsie bleibt als Fremdheit bestehen, ja zelebriert diese geradezu. Und eben darin liegt die literarische Faszination der Epilepsie. Als verstörende Fremdheit lässt sie uns die Wirklichkeit mit andern Augen sehen.

Allerdings sollte man auch Folgendes bedenken: Das Bild des Fremden in der Literatur ist immer geprägt vom Eigenen. Wir benutzen Stereotype der Fremdheit, die auf manchmal recht simple Weise bloss die Kehrseite der Norm darstellen. So ist auch auf andere literarische Bilder der Fremdheit durchaus übertragbar, was ich zum Bild der Epilepsie feststellte. Seien es Menschen anderer Erdteile, anderer Ethnien oder sei es schlicht das Bild der Frau, das in der Literatur für das Andere des Mannes steht: Immer kommen entweder verklärende oder abwehrende Stereotype ins Spiel, die aus der Position der Norm und der Macht heraus formuliert sind [5].

Unsere literarischen Bilder von Fremdheit sind deshalb grundsätzlich fragwürdig. Wir nutzen das Fremde als Mittel, um die eigene Position zu erkunden – zustimmend oder ablehnend. In den letzten Jahren ist deshalb zu Recht Kritik geäussert worden an dem Bild, das die Literatur über die Zuschreibung des Fremden von ihnen zeichnet. Ethnozentrismus oder Logozentrismus wären hier die Stichworte [6]. Vielleicht gibt es auch im literarischen Blick auf die Epilepsie diesen falschen Zentrismus. Mit der Rolle des Sehers oder des Besessenen jedenfalls dürfte sich kaum jemand, der von Epilepsie betroffen ist, ohne weiteres anfreunden können.

Epilepsie steht in der Literatur in ambivalenter Weise für das Andere; verhandelt wird aber dabei letztlich immer nur das Eigene. Entscheidend dafür, ob uns ein Text zu überzeugen vermag, sind freilich nicht die Stereotype, sondern die Zwischentöne. Texte mit Zwischentönen hinterfragen die Stereotype, deren sie sich bedienen. Auf diese Weise lösen sie das von ihnen Festgelegte wieder auf und stellen damit unsere Vorstellungsmuster erneut in Frage.

1. Fjodor Dostojewski: *Der Idiot*

Roman. © 1996/2005, Patmos Verlag GmbH & Co. KG/Artemis & Winkler, Düsseldorf

Fjodor Dostojewski (1821–1881) kannte die Epilepsie aus eigener Erfahrung. Die Darstellung der Epilepsie in seinem Roman „Der Idiot“ (1868/69) wurde für das Bild der Epilepsie in der neueren Literatur prägend. Über Fürst Myschkin, die Hauptfigur des Romans, schrieb Dostojewskij: „Die Hauptidee [...] ist, einen vollkommen schönen Menschen darzustellen. Etwas Schwierigeres gibt es nicht auf der Welt, besonders heutzutage.“ Myschkin, der Idiot, figuriert in Dostojewskis Roman als Typus des heiligen Narren, der dem 19. Jahrhundert einen düsteren Spiegel vorhält.

Der Fürst fühlte sich heute tatsächlich in einer besonders krankhaften Erregung, fast in der gleichen, die früher über ihn kam, wenn die Anfälle seiner einstigen Krankheit begannen. Er wusste, dass er in den Augenblicken vor einem Anfall ungewöhnlich zerstreut war und oft sogar Gegenstände und Gesichter verwechselte, wenn er sie nicht mit äusserst gespannter Aufmerksamkeit betrachtete.

Aber ein gewisser innerer unüberwindlicher Abscheu gewann wieder die Oberhand: er wollte nicht überlegen, er fing gar nicht an zu überlegen; er dachte schon an etwas ganz anderes. Er dachte daran, dass es in seinem epileptischen Zustand eine Pause unmittelbar vor dem Anfall gab (wenn der Anfall ihn im Wachen überraschte), wo plötzlich, mitten in allem Kummer, aller seelischen Finsternis und Niedergeschlagenheit, sein Hirn für Momente aufloderte und alle seine Lebenskräfte in ungestümem Drang mit einemmal angespannt wurden. Das Lebensgefühl, das Selbstbewusstsein wurde in diesen blitzartig auftretenden Momenten beinahe verzehnfacht. Geist und Herz wurden von einem ungewöhnlichen Licht erhellt, alle seine Erregungen, alle Zweifel, alle Unruhe wurden mit einemmal besänftigt, lösten sich in eine heitere, von klarer, harmonischer Freude und Hoffnung erfüllte Ruhe auf. Aber diese Momente, dieses Aufblitzen war nur eine Vorahnung jener endgültigen Sekunde (es war nie mehr als eine Sekunde), mit welcher der eigentliche Anfall begann. Diese Sekunde war allerdings unerträglich. Wenn er später, schon in normalem Zustande, über diesen Augenblick nachdachte, sagte er oft zu sich selbst: dieses Aufblitzen und Aufflammen eines höhern Selbstempfindens und Selbstbewusstseins, also auch eines „höhern Seins“ sei nichts anderes als Krankheit, Störung des normalen Zustandes; wenn dem aber so sei, dann sei es auch durchaus kein höheres Dasein, sondern müsse im Gegenteil zum niedersten gezählt werden. Und doch kam er zuletzt zu der höchst paradoxen Schlussfolgerung: Was tut es denn, dass es eine Krankheit ist? Was kümmert es mich, dass diese Spannung unnormal ist, wenn das Resultat selbst, wenn der Augenblick des Empfin-

dens, schon in gesundem Zustande betrachtet, sich als höchste Harmonie und Schönheit erweist, wenn er eine bisher unerhörte und ungeahnte Empfindung von Fülle, Mass, Versöhnung und ekstatischer anbetender Verschmelzung mit der höchsten Synthese des Lebens bietet? Diese unklaren Ausdrücke schienen ihm selbst sehr verständlich, wenn auch noch viel zu schwach. Daran aber, dass es wirklich „Schönheit und Gebet“, wirklich die „höchste Synthese des Lebens“ war, konnte er nicht zweifeln, konnte er auch keinerlei Zweifel zulassen. Es erschienen ihm doch keine Visionen in diesem Augenblick, wie nach dem Genuss von Haschisch, Opium oder Wein, die den Verstand herabsetzen und die Seele verunstalten, die unnormal und unwirklich sind? Darüber konnte er nach dem Schwinden des krankhaften Zustandes ganz nüchtern urteilen. Diese Momente waren nur eine ungewöhnliche Anspannung des Selbstbewusstseins – wenn man diesen Zustand mit einem Wort hätte bezeichnen können –, eines im höchsten Grade unmittelbaren Selbstbewusstseins und gleichzeitig auch Selbstempfindens. Wenn er in jener Sekunde, das heisst im letzten bewussten Augenblick vor dem Anfall noch Zeit fand, sich selbst klar und bewusst zu sagen: „Ja, für diesen Moment kann man sein ganzes Leben hingeben“ – so war gewiss dieser Moment an sich auch ein ganzes Leben wert. Übrigens stand er für die dialektische Partie seiner Schlussfolgerung nicht ein; Stumpfsinn, seelische Verfinsternung, Idiotie standen als grelle Folgeerscheinung dieser „höchsten Augenblicke“ vor ihm. Ernsthaft würde er darüber auch selbstverständlich nicht gestritten haben. In der Schlussfolgerung, das heisst in seiner Bewertung dieses Augenblicks, steckte unzweifelhaft ein Fehler, aber die Realität der Empfindung brachte ihn doch einigermaßen in Verlegenheit. Was sollte man in der Tat mit der Wirklichkeit anfangen? Es war doch wirklich so, er hatte doch wirklich Zeit, sich in dieser nämlichen Sekunde zu sagen, dass diese Sekunde angesichts des grenzenlosen Glückes, das er mit seinem ganzen Wesen empfand, am Ende ein volles Leben wert sein könnte.

[...]

Er hatte wieder einen epileptischen Anfall, wie er ihn schon sehr lange nicht mehr gehabt hatte. Es ist bekannt, dass diese Anfälle, die eigentliche Fallsucht, plötzlich eintreten. In diesem Augenblick wird das Gesicht ausserordentlich entstellt, besonders der Blick. Krämpfe und Zuckungen erfassen den ganzen Körper und alle Gesichtszüge. Ein schauerlicher Aufschrei, den man sich gar nicht vorstellen kann und der sich mit nichts vergleichen lässt, entringt sich der Brust; in diesem Aufschrei scheint plötzlich alles Menschliche zu verschwinden, und es ist für den Beobachter ganz unmöglich oder wenigstens sehr schwer, sich vorzustellen und zuzugeben, dass dieser Mensch so schreien könne. Man hat vielmehr den Eindruck, als schrie jemand anders, der sich im Innern dieses Menschen befindet. Viele haben wenigstens ihren Eindruck so zusammengefasst, bei vielen weckt der Anblick eines Menschen im epilep-

tischen Zustand ein entschiedenes und unerträgliches Grauen, das sogar etwas Mystisches an sich hat.

Infolge der Krämpfe, des Zuckens und Zitterns rutschte der Körper des Kranken die Stufen hinab – es waren nicht mehr als fünfzehn – bis zum Ende der Treppe. Sehr bald, nicht länger als nach fünf Minuten, wurde der Liegende bemerkt, und es sammelte sich eine Menge um ihn. Eine Blutlache beim Kopf rief Zweifel hervor: hatte der Mann sich selbst verletzt, oder war ein Verbrechen geschehen? Bald jedoch erkannten ihn einige als Fallsüchtigen; einer der Zimmerkellner stellte fest, dass der Fürst der Gast von vorhin war. Die Verwirrung löste sich zuletzt sehr glücklich.

2. Elsa Morante: *La Storia*

Roman. © 2005 Piper Verlag GmbH, München (SP 4564)

Elsa Morante (1918–1985) gehört zu den wichtigsten Schriftstellerinnen der italienischen Nachkriegsliteratur. In ihrem Zeitroman „La Storia“ (1974) erzählt Morante die Geschichte des 20. Jahrhunderts. Im Zentrum stehen dabei die Lehrerin Ida Ramundo und ihr Sohn Useppe, die beide an Epilepsie erkrankt sind. Morante kultiviert in ihrem Roman die Freisetzung des Einfachen, Primitiven und Ursprünglichen. Das Kind Useppe erweist sich gewissermaßen als kleiner Bruder von Dostowjeskis Idiot, denn es lebt wie dieser als singuläres Wesen unter den Menschen. Seine Welt ist geprägt von intuitiver Güte und Unbefangenheit. Unbewusst ist Useppe ein kleiner Hellseher, ein Mystiker der verborgenen Gottheit der Natur und der rätselhaften Schönheit der Existenz.

Der trügerische Verlauf von Useppes Krankheit verstärkte sie in ihrem defensiven Nichtstun. Tatsächlich schien es mit der namenlosen Macht, die seit dem Herbst die Kräfte des Kleinen verzehrte, zu Ende zu gehen, nachdem sie ihn einmal zu Boden geworfen hatte. Sie begleitete ihn nur noch ganz verstohlen und war manchmal überhaupt nicht mehr zu spüren, als wäre beschlossen worden, es damit bewenden zu lassen. Wenn Ida dem Kleinen abends, zur Bettzeit, die gewohnten Beruhigungsmittel zu trinken gab, wölbte er gierig die Lippen vor wie ein Säugling nach der Mutterbrust. Und bald fiel er dann in schweren und ungestörten Schlaf, dem er sich auf dem Rücken liegend, mit geballten Fäusten und auf dem Kopfkissen ausgebreiteten Armen, für zehn oder mehr Stunden reglos überliess. Als die kleine Bisswunde in der Zunge verheilt war, trug er keine sichtbaren Spuren von dem Anfall am 16. November mehr. Nur wer ihn früher gekannt hatte, konnte vielleicht in seinen Augen – als zu schön hatte die Ärztin sie damals bezeichnet – eine neue, märchenhafte An-

dersartigkeit entdecken, wie sie vielleicht im Blick der ersten Seeleute zurückgeblieben war, nachdem sie unermessliche, noch nicht auf der Karte eingezeichnete Meere überquert hatten. Useppe aber wusste, im Unterschied zu ihnen, weder vorher noch nachher etwas von seiner Reise. Vielleicht aber hatte sich ihm, wenn auch unbewusst, ein umgekehrtes Bild davon auf der Netzhaut eingepägt, wie man es von Zugvögeln erzählt, die tagsüber, zusammen mit dem Sonnenlicht, immer noch den verborgenen Sternenhimmel sehen sollen.

[...]

Mit Herzklopfen im Gras am Fluss sitzend, hatte Useppe die Empfindung, er habe früher schon einmal einen solchen Augenblick erlebt. Wer weiss wann, vielleicht in einem andern Dasein, hatte er schon einmal an einem leuchtenden kleinen Strand gesessen, bei Wiesen mit heiteren Zelten, in Erwartung eines bevorstehenden Schreckens, der ihn verschlingen wollte. Sein Gesicht verkrampfte sich in äusserster Abwehr: „Ich will nicht! Ich will nicht!“ rief er. Und er sprang auf, wie kurz vorher, als er sich auf den Kampf mit den Piraten vorbereitet hatte. Doch gegen dieses *Andere* gab es für ihn keine Rettung ausser einer absurden Flucht. Und der einzige letzte Fluchtweg, der sich ihm bot, war in diesem Augenblick das Wasser, das zu seinen Füßen vorbeifloss. Mit schon vernebelter Sicht warf sich Useppe in die Tiefe. An dieser Stelle war die Strömung eher ruhig, das Wasser aber ging ihm hoch über den Kopf.

Da hallte ein verzweifelttes Bellen vom Ufer wider, und in einem Augenblick war Bella bei Useppe, der sinnlos um sich schlug und vom Wasser hin und her geschaukelt wurde wie ein armes am Rücken verwundetes Tierchen. „Klammere dich fest, klammere dich fest an meinen Rücken. Ich trage dich!“ flehte ihn Bella an, glitt rasch unter seinen Bauch und hielt ihn so aufs Ufer zu schwimmend an der Oberfläche. In zwei Atemzügen war die Rettung vollzogen. Useppe lag wieder, nun in tiefendnassen Kleidern, sicher am Rand der Wiese.

Es kann sein, dass der jähe, kalte Schock durch das Wasser den Anfall im Entstehen blockierte. Diesmal ertönte kein Schrei, und Useppe verlor auch das Bewusstsein nicht und wurde auch nicht so grässlich blau. Als einziges Anzeichen seines unvollendeten oder nicht ganz ausgebrochenen Anfalls schüttelte ihn, kaum war er wieder an Land, krampfhaft ein Zittern aller seiner Muskeln, und er schluchzte abgerissen. „Nein! Nein! Ich will nicht! Ich will nicht!“ wiederholte er immer wieder, während Bella ihn eilig leckte, als hätte sie einen Wurf junger Hunde vor sich. Schliesslich ging das Weinen in ängstliches Lachen über, und Useppe klammerte sich an Bella, als liege er in seinem Bett zu Hause neben Ida. Miteinander schliefen sie ein, während die Sonne sie trocknete.

[...]

„He! Gebt acht auf den Hund!“

Aus einem Grund der Senke stürmte zur Verteidigung Useppes Bella heran. Sie war kaum wiederzuer-

kennen in dem erschreckenden Ungeheuer, das jetzt der Bande die Stirn bot und sie zurückweichen liess. Mit offenen Kinnladen und den gefletschten Zähnen eines wilden Tieres, mit grossen Augen, die zwei vulkanischen Gläsern glichen, mit zu Dreiecken aufgerichteten Ohren, welche die Stirn verbreiterten, liess sie ein Knurren hören, das erschreckender war als jedes Geheul. Und neben Useppe auf dem Schützengraben schien sie zu kolossaler Grösse anzuwachsen. Gewaltig schollen ihr die Muskeln von der Brust bis zur Kruppe und den sprungbereiten Fesseln im Fieber des Angriffs. „Aufgepasst, der beisst. He, der ist wütend!!“ hörte man die Jungens der Horde ausrufen. Einer von ihnen hob in diesem Augenblick einen Stein vom Boden auf, so wenigstens schien es Useppe, und schritt drohend auf Bella zu. Useppes Gesicht war verzerrt: „Ich will nicht! Ich will nicht!“ stiess er hervor. Und wütend schleuderte er seinen Stein gegen den Feindeshaufen, ohne dass es ihm jedoch, wie ich glaube, gelang, einen von ihnen zu treffen.

Es ist schwierig, das darauf folgende Getümmel zu beschreiben, so kurz war seine Dauer. Es handelte sich nur um wenige Sekunden. Vermutlich stürzte Bella vorwärts, und Useppe folgte ihr, um sie zu verteidigen. Und die *Piraten*, die den kühnen Kleinen in ihrer Mitte gepackt hielten, haben ihn wohl, um ihn zu bestrafen, ein wenig geschlagen oder ihm vielleicht ein paar Püffe versetzt. Doch der sonderbare Ausdruck, der inzwischen auf Useppes Gesicht erschienen war, liess einen von ihnen sagen: „Lasst ihn los! Seht ihr nicht, dass der blöd ist?“ Und da, mitten in dem Tumult, ereignete sich etwas, das die kleinen Buben in Aufruhr versetzte, weil sie die Natur des Zwischenfalls nicht verstehen konnten. In dem Augenblick, da der kleine Useppe, der in dem Gedränge geschlagen wurde, sich verstört umwandte und die Kinnladen auseinander fallen liess wie ein Idiot, wurde die Hündin wunderbarerweise wieder gutartig. Sie schien sich von allen abzuwenden und eilte auf den kleinen Jungen zu wie ein Schaf zu seinem Lämmchen, wobei sich ihr Knurren in sanftestes Gewinsel verwandelte. Sie allein von den Anwesenden erkannte, soweit es überhaupt zu verstehen war, das Geheul, das aus der zusammengepressten Kehle des Kindes drang, während sein Körper nach hinten fiel und über den Abhang des Schützengrabens stürzte. Für die andern, die keine praktische Erfahrung mit gewissen schimpflichen Krankheiten hatten, nahm das dunkle Ereignis den Anschein einer Katastrophe an. Sie wichen ein wenig zurück und blickten einander erstaunt an, ohne den Mut zu haben, in die Senke hinunterzusteigen, aus der man ein mühseliges Röcheln vernahm. Als ein paar Augenblicke später Raf und ein anderer der Seinen sich doch vorbeugten, um etwas zu sehen, lag das Kind, dessen Krampfphase vorüber war, reglos da, mit dem Gesicht eines Toten. Die Hündin ging um das Kind herum und versuchte, es mit ihrem leisen Tiergewimmer ins Bewusstsein zurückzurufen. Ein Faden schaumigen Blutes drang zwischen Useppes Zähnen hervor.

Sie mussten natürlich annehmen, sie hätten ihn getötet. „Gehen wir!“ sagte Raf und wandte sich, weiss im Gesicht, an die andern. „Los, hauen wir ab! Steht nicht so dämlich herum. Machen wir, dass wir wegkommen – und zwar schnell!“ Man hörte das Scharren ihrer Füsse, die gegen den Landungsplatz hin flohen, und das Geflüster ihrer heimlichen Wortwechsel („Ich, was habe ich getan?! Den Schlag, den hast du ihm gegeben...“ – „Tun wir, als sei nichts geschehen... Sagt niemandem ein Wort davon usw....“), während sie ins Boot stiegen und die Ruder ins Wasser tauchten. Diesmal war nur Bella da, als Useppe die Augen, ohne Erinnerung, mit seinem gewohnten verzauberten Lächeln wieder öffnete. An kleinen Veränderungen in seinem Gesicht konnte man die *Schwellen des Erwachens*, wie es die Ärzte nennen, verfolgen. Plötzlich drehte er ein wenig den Hals und schaute argwöhnisch zur Seite.

„Es ist niemand mehr da!“ verkündete Bella. „Sie sind alle weggegangen...“

„Weggegangen...“, wiederholte Useppe, und sein Ausdruck heiterte sich auf. Doch während der Dauer eines Atemzugs trat ein ganz anderer Ausdruck auf sein Gesicht. Er lächelte gezwungen, doch geriet ihm das Lächeln zu einer elenden Grimasse. Er wandte die Augen ab, um Bella nicht anschauen zu müssen:

„Ich ... bin ... gefallen! .. Ja?“

3. Monika Maron: *Animal triste*

Roman. © 1996 S. Fischer Verlag, Frankfurt/M.

*Monika Marons (*1941) literarisches Schaffen ist geprägt von der Ost-West-Thematik, vom Verhältnis Ostdeutschland – Westdeutschland. Ihr Roman „Animal triste“ (1995) ist ein melancholisch-düsterer Liebesroman aus der Zeit der Wende. In monologisierenden Rückblenden erzählt die Hauptfigur Vera von ihrem Leben in der DDR, wo sie nach dem Krieg aufwuchs. Im abgedruckten Auszug berichtet Vera von ihrem epileptischen Anfall. Die Begegnung mit der Epilepsie ist für Vera eine Begegnung mit dem „Fremden“ und hat für ihr Leben erkenntniserweiternde Funktion: Mit ihrem epileptischen Anfall wird Vera in einer Art prophetischer Eingabe klar, dass sie bislang ein Leben ohne Liebe lebte.*

Manchmal, selten, fällt mir irgendein Tag aus diesen zwanzig Jahren ein. Falls ich damals unglücklich gewesen sein sollte, habe ich es nicht gewusst; bis zu diesem Tag im April, an dem mir jemand, ich weiss nicht wer, den Strom im Gehirn abschaltete. Ich lief am frühen Abend über die Friedrichstrasse zur S-Bahn, als ich plötzlich eine unbekannte Taubheit auf der Zunge spürte, die sich schnell auf die übrigen Sinne ausweitete. Die folgenden zwanzig Minuten kenne ich nur aus den

Schilderungen einer jungen Frau, die sich meiner angenommen hatte, als ich in Krämpfen zuckend und mit blasigem Schaum vor dem Mund auf dem Pflaster lag.

Nachdem ich aus einer etwa dreiminütigen tiefen Ohnmacht erwacht war, soll ich mich weitere fünfzehn Minuten lang in einem Zustand schrecklicher Verwirrung befunden haben. Ich soll wild um mich geschlagen haben, als die Sanitäter mich in den Krankenwagen führen wollten, so dass sie, um mich zu beruhigen, zum Schein wieder abfahren mussten, um nach einigen Minuten zurückzukommen und mich endlich ins Krankenhaus zu bringen. Die junge Frau, die mich dorthin begleitete, erzählte, ich hätte mitleiderregend verängstigt gewirkt bis zu einem bestimmten Augenblick, in dem sich mein Gesicht plötzlich entspannt hätte und ich vernünftig, wenn auch erschöpft gefragt hätte, was geschehen sei. An die Zeit zwischen der beginnenden Taubheit meiner Sinne und dem Moment, da ich mich auf den Stufen eines Hauseingangs wiederfand, fehlt mir jede Erinnerung. Man hat mich damals allen Torturen der modernen Medizin unterzogen, ohne irgendeine organische Abweichung in mir zu finden, die den Anfall hätte auslösen können.

Noch Wochen später hatte ich zuweilen den Eindruck, etwas in meinem Kopf funktioniere anders als vor dem Anfall, seitenverkehrt, als hätte jemand die Pole umgesteckt. Zum Beispiel fielen mir die Vornamen von Menschen später ein als ihre Nachnamen, oder ich schrieb dreiundzwanzig, wenn ich zweiunddreissig meinte, oder ich griff in meiner eigenen Wohnung nach links, obwohl ich genau wusste, dass die Tür, die ich öffnen wollte, rechts war. Natürlich wusste ich als Naturwissenschaftlerin, dass es für solche Symptome logische, in diesem Fall sogar einfache Erklärungen gab. Trotzdem wurden mir der Anfall und seine Folgen unheimlicher, je länger ich darüber nachdachte. Zum ersten Mal fragte ich mich, warum die Evolutionstheorie überhaupt als Beweis gegen die Existenz einer höheren Vernunft gelten konnte, da sie ebensogut deren Erfindung sein könnte. Die Vorstellung, etwas Fremdes hätte mich an diesem Abend auf der Friedrichstrasse für eine Viertelstunde einfach abgeschaltet und aus einem Grund, den ich nicht kannte, den Funktionsplan meines Gehirns geringfügig verändert, wurde mir zur fixen Idee, an die ich zwar nicht ernsthaft glaubte, die aber am ehesten dem Gefühl entsprach, das der unerklärliche Vorfall in mir hinterlassen hatte. Wenn das Fremde aber meinen Tod simuliert hat, um mich danach, mit einer kleinen Desorientierung im Hirn als Erinnerung, wieder auferstehen zu lassen, wenn es mir meine Sterblichkeit so brutal vorführen wollte, musste sich hinter allem ein anderer Zusammenhang denken lassen als ein paar verrückt gewordene Neuronen im Hippocampus oder in der Amygdala.

Die Beunruhigung, in die der Anfall mich gestürzt hatte, liess sich nur ertragen, indem ich das Geschehen nachträglich mit Sinn erfüllte und das Zeichen deutete. Vielleicht hatte ich aber auch nur auf ein Zeichen ge-

wartet, um mir die eine Frage zu stellen und mir darauf die eine Antwort zu geben: Wäre der Anfall nicht die Simulation meines Todes gewesen, sondern wäre ich an diesem Abend wirklich gestorben, was hätte ich versäumt? Man kann im Leben nichts versäumen als die Liebe. Das war die Antwort, und ich muss sie, lange bevor ich den Satz endlich aussprach, gekannt haben.

4. Paulo Coelho: *Der Zahir*

Roman. © 2005 Diogenes Verlag, Zürich, aus dem Brasilianischen von Maralde Meyer-Minnemann

*Dass Epilepsie prominent auch in aktuellen Erfolgsromanen aufscheint, belegt Paulo Coelho (*1947) mit seinem Roman „Der Zahir“ (2005). Im wiedergegebenen Auszug trifft sich der Ich-Erzähler, wie Coelho ein erfolgreicher Autor, mit einem Unbekannten namens Mikhail, von dem er Aufschluss über das Verschwinden seiner Frau Esther zu erhalten hofft. Mikhail erzählt von einer Vision und von Stimmen, die er als Junge gehört haben will. Während des Essens wiederholen sich unverhofft diese Phänomene und Mikhail bricht in einem epileptischen Anfall zusammen. Coelho's Text spielt mit den literarischen Versatzstücken der Epilepsie souverän. Die Frage, ob ein Mensch mit Epilepsie hellsehen könne, führt – ohne dass sie beantwortet würde – zu ausführlichen Erläuterungen, die gleichermassen aufklären wie verwirren.*

„Ich fühle mich nicht besonders gut.“ Mikhails Blick wurde unscharf, schweifte durch das Restaurant, als wäre ich nicht da. „Ich möchte nicht davon reden. Die Stimme...“

Etwas Merkwürdiges, sehr Eigenartiges vollzog sich da.

[...]

Seine Stimme wurde noch lauter. Er blickte wild um sich, als hätte er die Kontrolle über sich verloren.

„Die Lichter...“

„Was ist los?“

„Was mich hierher geführt hat, ist die Liebe, die Esther für Sie empfindet.“

„Ist alles in Ordnung?“ fragte Roberto. Er war an unseren Tisch getreten, legte dem jungen Mann lächelnd die Hand auf die Schulter. „Sieht so aus, als wäre die Pizza eine Katastrophe. Sie brauchen nichts zu bezahlen, Sie können gehen.“

Solch ein Abgang fehlte gerade noch! Aber immer noch besser als das traurige Schauspiel von jemandem, der so tut, als empfangen er mitten in einer Pizzeria einen Geist. Und das alles nur, um mich zu beeindrucken oder mir einen peinlichen Moment zu bescheren – obwohl ich fand, dass es hier um Ernsteres ging als um blasse Schauspielerei.

„Haben Sie diesen Luftzug auch gespürt?“
Da war ich mir sicher, dass er nicht schauspielerte. Ganz im Gegenteil, er machte grosse Anstrengungen, um sich in der Gewalt zu behalten. Panik schien ihn zu erfassen.

„Die Lichter, die Lichter erscheinen! Bitte...“
Seine Hand, die das Glas hielt, wurde von Zuckungen geschüttelt. Jetzt war es zu spät, noch irgend etwas zu überspielen. Die anderen Gäste waren von ihren Tischen aufgestanden.

„In Kasachstan...“
Ich konnte den Satz nicht beenden. Er schob den Tisch weg – Pizza, Gläser, Besteck, alles flog durch die Gegend, traf die Leute an den Nachbartischen. Mikhails Gesichtsausdruck hatte sich vollkommen gewandelt, und er zitterte am ganzen Körper. Seine Augen verdrehten sich nach oben. Sein Kopf wurde heftig zurückgeworfen, ich hörte ein Knirschen. Ein Herr erhob sich von seinem Tisch. Roberto hielt Mikhail fest, bevor er zu Boden fiel, während der Herr einen Löffel aufhob und ihn Mikhail in den Mund steckte.

Die Szene mochte nur ein paar Sekunden gedauert haben, doch mir kam sie wie eine Ewigkeit vor. Ich stelle mir schon die Schlagzeilen in der Sensationspresse vor: Berühmter Schriftsteller und (trotz Protesten der Literaturkritik) Kandidat für einen wichtigen Literaturpreis provoziert in einer Pizzeria eine spiritistische Seance, nur um auf sein neues Buch aufmerksam zu machen. Meine Paranoia trieb die wildesten Blüten: Man würde herausfinden, dass es sich bei dem Medium ausgerechnet um den Mann handelte, der mit meiner Frau verschwunden war. Alles würde von neuem beginnen, nur dass ich kein zweites Mal den nötigen Mut und die Energie aufbringen würde, mich der Prüfung zu stellen.

Selbstverständlich sassen Bekannte von mir an den Nebentischen, aber wer von ihnen war wirklich mein Freund? Wer würde über das Schweigen bewahren, was er hier erlebte?

Mikhails Körper hörte auf zu zittern, entspannte sich. Roberto hielt ihn auf dem Stuhl fest. Der Herr fühl-

te Mikhail den Puls und hob seine Augenlider an.
[...]

„Was Sie neulich im Restaurant erlebt haben, hat Sie erschreckt. Das ist mir klar. Die grösste Gefahr dabei ist, dass sich die Zunge nach hinten rollt und man erstickt. Der Wirt hat richtig reagiert, was zeigt, dass so etwas in seiner Pizzeria sicher nicht zum ersten Mal passiert ist. Es kommt übrigens auch sonst nicht so selten vor. Nur stimmt seine Diagnose nicht. Ich bin kein Epileptiker. Das ist der Kontakt mit der Energie.“

Selbstverständlich war er Epileptiker, aber es brachte nichts, das Gegenteil zu behaupten. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Es war wichtig, die Situation unter Kontrolle zu halten. Allerdings wunderte ich mich, wie einfach es gewesen war, ihn zu diesem zweiten Treffen zu bewegen.

[...]
Mikhail setzte sich wieder in Bewegung, ich folgte ihm.

„Glauben Sie, dass ich eine Stimme höre?“
„Ehrlich gesagt, weiss ich es nicht. Und wo wir schon hier sind, möchte ich Ihnen etwas zeigen.“

„Alle glauben, es seien epileptische Anfälle, und ich lasse sie in dem Glauben: es ist einfacher so. Aber diese Stimme spricht seit meiner Kindheit zu mir, als ich die Frau gesehen habe.“

[...]
„Die Stimme sagt mir etwas. Ich weiss, dass Sie verwirrt oder erschrocken sind. In der Pizzeria, als ich den Luftzug spürte und die Lichter sah, wusste ich, dass dies die Symptome meiner Verbindung zur Macht waren. Ich wusste, dass sie anwesend war, um uns beiden zu helfen.“

Wenn Sie meinen, alles, was ich sage, seien nur die krankhaften Einbildungen eines jungen Epileptikers, der die Gefühle eines berühmten Schriftstellers ausnutzen will, dann gebe ich Ihnen morgen eine Karte von dem Ort, an dem sich Esther befindet, und Sie können zu ihr gehen. Aber die Stimme sagt uns etwas.“

Referenzen

1. Vgl. Waller F, Waller HD, Marckmann G (eds). *Gesichter der „Heiligen Krankheit“*. Die Epilepsie in der Literatur. Tübingen: Klöpfer und Meyer, 2004
2. Sontag S. *Krankheit als Metapher & Aids und seine Metaphern*. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Karin Kersten, Caroline Neubaur und Holger Fliessbach. München: Hanser, 2003
3. Zitiert nach Waller F, Waller HD, Marckmann G, 2004: 63-64
4. Vgl. Waller F, Waller HD, Marckmann G, 2004: 19
5. Vgl. Said E. *Orientalismus*. Frankfurt: Ullstein, 1981. – Minh-ha TT. *Women. Native. Other. Writing Postcoloniality and Feminism*. Bloomington: Indiana University Press, 1989
6. Vgl. Waldenfels B. *Der Stachel des Fremden*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1990. – Turk H. *Alienität und Alterität als Schlüsselbegriffe einer Kultursemantik*. *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 1990; 22,1: 8-31

Korrespondenzadresse:
Prof. Dr. Michael Andermatt
Deutsches Seminar
Universität Zürich
Schönberggasse 9
CH 8001 Zürich
Tel. 0041 43 499 06 17
Fax 0041 44 634 49 05
manderma@ds.uzh.ch